

BARBARA MEYER

*Die Welt steht Kopf – was können wir tun?*¹

Künstler*innen sollten sich nicht von der Partizipationsfee einlullen lassen! Sie sollten die überschwänglich gepriesene Maxime des Zuwartens überwinden und auch andere nicht anstiften, bloß Mitspieler*innen zu sein. Denn was sagt Partizipation denn mehr, als zuzuschauen, bis jemand anders etwas tut, zum Teil-Nehmen bereitstellt. Künstler*innen sollen verstockte Gegenwart kritisch auf den Kopf stellen und mehrfach die Perspektiven wechseln. Sie sollen diese zeichnen, skizzieren, formen und zum Klingen bringen. Teilnehmen allein wird für die Zukunft einfach nicht genügen, um Veränderungen anzuzetteln. Künstler*innen sollen vielmehr intervenieren, handeln und Rahmen für kluge Initiativen schaffen. Und sie sollen widerständig sein, wenn das Schöne bedroht wird. Das Schöne ist sozial, tickt demokratisch, schafft Frieden, sieht gut aus. Ob sie dies als künstlerischen Akt begreifen oder als ihre Bürgerpflicht, ist weniger wichtig. Beides kommt zusammen. Ihre Stärke liegt in der Gestaltung. Im Tun. Zumindest soll ihre Kunst die Ebenen (Täler) des symbolischen Handelns überschreiten und real in die Gegenwart eingreifen. Effektiv werden. Hier gehen sie Kooperationen ein mit anderen Professionen. Handeln wie der/die Bäcker*in, der mit seinen Brötchen dem Drachen den Mund stopft, bis das Untier keine Luft mehr kriegt. Erst dann kann er den Laden öffnen, und der Künstler die Ausstellung.

Von anderen Berufen lernen

»Manchmal muss man was riskieren« sagte der Auslandsjournalist Michael Obert 2014 in einem *taz*-Interview. Obert reist seit Mitte der 1990er-Jahre in Kriege- und Krisengebiete weltweit, zu Schauplätzen der Gewalt und des Verbrechens, die im Namen von Politik, ausbeuterischer Ökonomien und Religionen verübt werden. Er tut dies, weil er sich selber ein Bild machen will. Sein Bericht vor Ort ist werkhafte

1 Grundlage dieses Beitrages ist der am 15. Juni 2017 auf dem 9. Kulturpolitischen Bundeskongress »Welt. Kultur. Politik. Kulturpolitik und Globalisierung« gehaltene Vortrag im Panel 3 »Mit den Künsten die Welt verändern?«.

Intervention, denn er liefert Beschreibung, Grundlagen für Zeitungen, die Rohes den Leser*innen zumuten, auf dass sie sich selber eine Meinung bilden – ein eigenes Bild wagen. An den Schauplätzen und in der direkten Begegnung mit den Menschen zeigt sich die Komplexität eines Konflikts anders und präziser als über die gefilterten Stückeltexte der großen Agenturen. Obert reiste nach Nordnigeria, traf sich mit Vertretern der islamistischen Terrorsekte Boko Haram, dann zu den Foltercamps der Beduinen auf dem Sinai. Und kürzlich reiste er zu den Milizionären in Libyen, die mit viel europäischem Geld Flüchtlinge einfangen, sie der Sklaverei preisgeben und schließlich übers Mittelmeer in Richtung Norden *Sichere Grenzen!* vermelden.

Professionalität beißt Bürgerpflicht? Aus einem Interview der *taz* 2014: »Was halten Sie von dem Grundsatz, ein Journalist solle sich nicht mit einer Sache gemeinmachen, auch nicht mit einer guten?« Obert: »Überhaupt nichts! Ich bin immer zuerst Mensch und dann Journalist...« Heißt: der/die *eigentliche* Reporter*in, nach journalistischer Lehre, beobachtet, liefert Informationen, Stimmen und Bilder, jedoch steht er oder sie außerhalb des Geschehens. Unter ethisch-moralischen Fragezeichen eine Zwickmühle, die ihm sein Berufsstand auferlegt: Ist der moralisch handelnde Mensch unprofessionell? Ist der Reporterberuf *per se* unmoralisch? Denn darf man sich überhaupt raushalten, wenn vor der Kamera jemand in akute Not gerät, gar mit dem Tod bedroht wird? Oberts Selbstauftrag überschreitet den Auftrag des Reporters. Da er aber als Profi agiert, kann dies dem Berufsstand nicht egal sein, seine Interventionsbereitschaft verändert das ganze Berufsbild, puscht es progressiv nach vorne und passt es ethisch an.

Wie verhält es sich in der Kunst?

Künstlerische Interventionen, der Schönheit verpflichtet, müssen radikal sein. Im Sinne des englischen Wortstamms sind sie eine *Performance*, Durchkneten, Form-Veränderung herbeiführend.

Künstler*innen, die symbolisches Handeln übertreten und real eingreifen, bewegen sich auf einem ähnlichen Balancebrett wie der entfesselte Reporter. Doch Radikalität ist anstrengend und aufwändig, kostet viel am Ende. Nehmen wir die letzte »documenta«: Ist es legitim, dass künstlerische Aktionen, die sozial intervenieren und Realität verschieben, sich gleichzeitig nach einem Zeitfenster, der klassischen Ausstellungsdauer, richten? Der britisch-pakistanische Künstler Rasheed Araeen hatte zum gemeinsamen Mahl in Pavillons vor das Athener Rathaus geladen und alle konnten Platz nehmen. »Essen zum Nachdenken« lautete der Titel der Aktion – Obdachlose, Geflüchtete, andere hungrige Menschen haben sich hier getroffen. Die *Zusammenkünfte* haben Notwendiges gezeigt, performativ abgebildet. Doch haben sie nur ein *Momentchen* gestiftet, denn nicht ins Konzept des Künstlers und der »documenta« gehörten Aushandlungen mit der Stadt, wie und von wem diese Aktion weitergeführt werden könnte nach Abzug der Kunstschau. Die Athener*innen haben einige dieser Wunder-auf-Zeit erlebt.



Alexia Angelo: »documenta 14« Athen, Zelt pavillon von Rasheed Araeen auf dem Platz Kotzias
(© picture-alliance)

Wieso kaprizieren sich viele Künstler*innen auf den einmaligen, heroischen Impuls, obwohl sie von Veränderungen sprechen? Wieso genügt ein Zeichen? Zu welcher Sicherheit wurden – wie im Foto ersichtlich – zum Beispiel die weißen Metallgitter gesetzt? Wohl für den Künstler selber, damit er besser schlafen kann und ihm die Angst genommen wird, sein Funken könnte in die Stadt überspringen und er müsste Zeit seines Lebens weiterkochen. So verkommt die soziale Intervention zur Kunst-Brosche im öffentlichen Raum. Rauf auf den Platz, rein in den Katalog, dann alles auf *ebay*.

Zurück zu den 1990er-Jahren, als Michael Obert seine journalistische Arbeit begann, da startete die österreichische Künstlergruppe um Wolfgang Zingg die »WochenKlausur«, eine Reihe von Projekten, die die Gruppe selber als soziale Interventionen bezeichnete. Ihre Praxis fokussierte soziale Veränderung und hatte den Anspruch, nachhaltige Problemlösungen in Kontexten der Bildung, des Sozialwesens, der Ökologie, der Wirtschaft und der Städteplanung herbeizuführen. Ich konnte keine Evaluierungen finden, ob und wie sich die Interventionen verstetigt haben, immerhin war Nachhaltigkeit gesucht, konzeptionell angelegt.

Aus einer Selbstdarstellung der »WochenKlausur« (www.wochenklausur.at):

*»Überall gibt es Probleme, die sich auf konventionellem Weg nicht lösen lassen und als Thema für ein Kunstprojekt herangezogen werden können. Theoretisch bestehen keine Unterschiede zwischen traditionellen Künstler*innen, die ihr Bestes tun, um beispielsweise ein Bild zu malen, und Künstler*innen, die mit ihren Möglichkeiten ein konkretes Problem in unserer Gesellschaft aufgreifen. Die selbst gewählte Aufgabe muss jedoch, wie in der Malerei, präzise definiert sein. Interventionskunst ist nur effektiv, wenn genau feststeht, welche Problem-*

lösung erzielt werden soll. Auf Einladung von Kunstinstitutionen entwickelt die Gruppe kleine, aber sehr konkrete Vorschläge zur Veränderung gesellschaftspolitischer Defizite und setzt diese um. ... Der Begriff der Intervention wird in der Kunst heute vielleicht ein wenig inflationär – für jede Art der Veränderung – eingesetzt. In Anlehnung an Künstler*innen des 20. Jahrhunderts, die es verstanden, die Gesellschaft aktiv mitzugestalten, sieht die »Wochen-Klausur« Kunst demgegenüber als eine Möglichkeit, Verbesserungen im Zusammenleben herbeizuführen. Das Verständnis von Kunst verändert sich nur sehr langsam. Schon vor hundert Jahren ist ihr Werkcharakter in Frage gestellt worden. Seither versuchen Künstler*innen, Aufgaben zu übernehmen, die weit über das Herstellen von Objekten hinausgehen. Immer wieder und jetzt schon lange kommt die Forderung, Kunst möge nicht mehr in eigens dafür ausgewiesenen Räumen verehrt werden, sie möge keine parallele Quasiwelt bilden und nicht so tun, als könne sie aus sich und für sich existieren. Sie möge sich mit der Realität auseinandersetzen, die politischen Verhältnisse aufgreifen und Vorschläge zur Verbesserung des Zusammenlebens ausarbeiten. Unkonventionelle Ideen, Innovationsgeist und Energien, die jahrhundertlang im formalen Glasperlenspiel aufgegangen waren, könnten so zur Lösung realer Probleme beitragen.«

Ist das professionell, ist das Kunst? Ich folge den Überlegungen der »Wochen-Klausur«:

»Warum muss eine gesellschaftspolitische Interventionen Kunst sein? Kann sie nicht einfach das bleiben, was sie ist? Warum muss ein Fettstuhl von Beuys Kunst sein? Warum die Polyesterfiguren des Duane Hanson, die über hundert Jahre nach Madame Tussauds Wachsfiguren auch nichts anderes sind als hyperrealistische Menschendarstellungen? Warum muss ein schwarzes Quadrat Kunst sein, das genauso von einem Anstreicher als Farbprobe angefertigt wird oder eine Kinderzeichnung Paul Klees, die nicht anders aussieht als viele Kinderzeichnungen außerhalb der Kunst? Natürlich. Ein sozialpolitischer Prozess kann auch kunstlos bleiben. Überall auf der Welt und zu allen Zeiten wurden Projekte und Werke erfolgreich abgeschlossen, ohne mit dem Kunstgedanken auch nur zu spekulieren. Menschen haben sich immer wieder Lösungen einfallen lassen, auch wenn es darum ging, anderen zu helfen, ohne auf den Kulturseiten auch nur erwähnt zu werden.... Wozu also Kunst?

Erstens. Mit jedem gelungenen Projekt, das als Kunst anerkannt wird, gewinnt der soziale Eingriff in bestehende gesellschaftliche Verhältnisse an Bedeutung. ... Zweitens hilft der Mythos »Kunst«, wenn es darum geht, einer Absicht – zum Beispiel im politischen Bereich – zum Erfolg zu verhelfen. ... Drittens. Über die spannendste Sozialarbeit berichten die Medien weniger gerne als über das langweiligste Kulturgeschehen. Deshalb nutzt die »Wochen-Klausur«, wo es geht, diese Medien. ... Viertens. Die Erfahrung der abgeschlossenen Projekte zeigt, dass eine unorthodoxe Vorgangsweise in manchen Bereichen Nischen eröffnet und brauchbare Lösungen anbietet, die mit den herkömmlichen Denkansätzen und Methoden etwa in der Wissenschaft, im Sozialwesen oder in der Ökologie sonst nicht erkannt worden wären. ... Manch ein Mangel kann überhaupt erst von außen erkannt werden. Über gewisse Freiheiten, die ihr mittlerweile zugestanden werden, eröffnet sich für die Kunst hier ein Bereich, der diese Mängel kodifizierter Politik formulieren und deren Behebung paradigmatisch vorführen kann. Aber die Möglichkeit der Kunst, ein Problem unkonventionell, naiv und frisch anzugehen, ist im Prinzip die Möglichkeit eines jeden, der von außen an ein Problem herantritt.«

»Der Umgang mit suchtkranken Menschen, die sich an städtischen Plätzen aufhalten ist, wie überall, auch in Kassel ein viel diskutiertes Thema. Für den Lutherplatz entwickelte die »WochenKlausur« ein Konzept zur Konfliktreduktion, das mittlerweile gemeinsam von Stadt und Kirche realisiert wird.«



»WochenKlausur«: KASSEL 2012 *Evangelische Kirche* 6 Wochen (©)

Tickt die Kunst in sozialen Kontexten gleich wie die politische Aktion?

Gibt es Berührungen, Übergänge? Welche Rolle spielt Performance, Formgebung, Gestaltung?

Noch nicht lange her, da hatte die Welt erlebt, wie sich aus einer bürgerlichen Bewegung, aus einer gemeinschaftlichen Intervention der ostdeutschen Gesellschaft, *common performance*, eine Revolution entzündete, die die Machtverhältnisse in Deutschland und Europa nachhaltig und grundlegend veränderte. Das Verbünden, das gemeinschaftliche Handeln, Initiieren und unaufgefordert Aktivwerden (markanter Weise nicht das Partizipieren) waren Schlüsselqualitäten für nachhaltige Veränderung. Die Formen, Bilder der Aktion: Versammlungen, Demonstrationen, Märsche, Plakate, Transparente. Und die »Runden Tische«. Das Bild hat sich als effektiv erwiesen und wird bis heute herangezogen, wenn es um Zusammenkünfte für gemeinschaftliche Veränderung geht. Der runde Tisch wirkt als ästhetische Form, er ist ein Symbol, das aus der Aktion geboren wurde. Eingreifen geschieht niemals körperlos. Notwendige Veränderungen brauchen und erzeugen neue Bilder. Sie vollziehen sich sicht-bar, greif-bar, hör-bar als ästhetischer Prozess.

Unter dieser Prämisse ist es durchaus bemerkenswert, dass in den vergangenen Jahren, in Zeiten der großen Zuzüge von geflüchteten Menschen in Deutschland, markante Fördersummen der öffentlichen Hand und von Stiftungen in künstlerische Projekte und kulturellen Bildung investiert wurden. Die vermeintlich zur besseren Integration und Beschäftigung der Geflüchteten geflossenen

Gelder verweisen viel eher auf die große öffentliche Erwartung, dass aus den experimentellen ästhetischen Produktionen schließlich *Anschaung* für das Neue, für das ungewohnte Zusammenleben wächst. Eine gute Spekulation und eine gute Investition. Denn da, wo Künstler*innen projektüberdauernde Anlagen mit geflüchteten Menschen gebaut haben, zeichnen sich nachhaltige Formate und Orte der Veränderung ab. Reale Betriebe wachsen, Manufakturen, Architektur, Hotels und Wohngemeinschaften, Gärten und Parks, eigenwillige Kulturhäuser, Konferenzen, Radiosender, Bühnen, Tanzräume, Zeitungen, Weltküchen.

Phantasie löst Realitäten, die ins Stocken kommen, einfach ab.

Hier schließt sich ein wackeliger Kreis, um den sich so viele Sorgen machen. Die Kunst verliert nicht, wenn sie sozial interveniert, vom Markt zugedachte Rahmen sprengt und Realitäten verändert. Die Kunst gilt es auch nicht zu schützen, denn sie soll sich ordentlich fetzen, laut und leise, subtil und unverschämt, mit einem kleinen Bild, mit einer krachenden Sprengung.

Was sonst sollte sie tun, die Kunst, als verschieben, verändern, bohren?

Die Künstler*innen, die sich international auf die Baustellen sozialer Veränderungen wagen und sich vielfältig einmischen, brauchen von Politik und Zivilgesellschaft mehr Rückhalt. Ihre Aktionen dürfen nicht länger als kreative Feigenblätter und kleine *Nachdenkerchen* verstanden werden. Kunstschaffende brauchen schlicht mehr *Wahrnehmung*, denn sie sind relevante, im besten Sinne politische, Gestalter*innen. Sie verändern mit ihrer Phantasie, schaffen neue *Bilder*. Geht doch! Daher braucht es Veränderungen in der Künstlerausbildung – zum Kunststudium gehört ein Studium Generale, der Lehrkörper selber muss interdisziplinär zusammengestellt werden und ein Maximum an pädagogischer und sozialer Kompetenz mitbringen. Zudem sitzen künftig an den Kunsthochschulen hochbegabte Vernetzungsbeauftragte, sie stehen im ständigen Austausch mit anderen Einrichtungen weltweit, aus Wissenschaft und Forschung, mit den Klügsten aus der Wirtschaft, Ökologie, Philosophie und der Weltraumforschung. Sie unterstützen den Austausch ihrer Universität und der Kunststudent*innen. Über die öffentliche Förderpolitik sollen für Künstler*innen verlässliche Ansprechpartner*innen in den Ministerien, vor allem im Innen- und Außenministerium, organisiert werden. Es finden regelmäßig Perspektivensitzungen statt, die großes Vergnügen und Verwirrung bereiten. Selbstverständlich werden Vertreter*innen anderen Ministerien und der Ausschüsse ebenso einbezogen. Aus der Kommunal-, Landes- und Bundespolitik reißt man sich künftig um die Teilnahme an den sibyllischen Sitzungen, das Land gerät ins Planen und man singt sich zu, wie das alles werden kann. Inmitten der Aufbruchsstimmung wird sich die Kunstkritik tüchtig entstauben und ein paar schicke Federn lassen müssen, denn nun gilt es zu verstehen, zu kritisieren, ohne auf Schreibhilfen aus dem Kunstmarkt zu vertrauen.

Die Welt steht
Kopf – was können
wir tun?



Ilya and Emilia
Kabakov: »Not
Everyone Will Be
Taken Into the
Future«,
Tate Modern,
London 2017 (©)

»Not Everyone Will be Taken Into the Future«

Eine Ausstellung in der *Tate Modern* hilft allen auf den Sprung, die Künste sind nicht in soziales, historisches und utopisches Material spaltbar, Veränderungen brauchen Laborküchen, experimentelle Formen:

Ilya und Emilia Kabakov zeigen aktuell in London ihre »total«-Installationen. Wer sich durch ihre aufgebrochenen Zimmer und Kammern wühlt, entdeckt alternative Welten, Skulpturen, architektonische Modelle von realisierten und noch wartenden Projekten, alles was hier liegt, hängt und steht, ist veränderbar. Alles ist Zeugnis von Gewesenem und zugleich Material für Zukünftiges. Seit den 1960er-Jahren gräbt sich Ilya Kabakov in Moskau durch die visuelle Kultur der ehemaligen Sowjetunion. Zusammen mit seiner Frau Emilia hat er die Räume in London eingerichtet. Sie kristallisieren und kondensieren die Ästhetik der Propaganda, puzzeln mit den Atmosphären und politischen Statements verschiedener Zeiten, bis sich das Ganze auf den Kopf stellt. Jämmerliches und Gewaltiges

löst sich aus den heroischen Bildern, allein Bildfetzen, Fragmente bleiben in der Luft hängen. Der Zauber löst sich einfach auf, du bist dabei und kannst es sehen.

Was sie hier tun würden, fragte ein Interviewer das Künstlerpaar: »Wir verwandeln Realität in Phantasie«.